Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 32 (2006)

Heft: 2

Artikel: Differenzierung und soziale Ungleichheit : ein Ergänzungsvorschlag zu einer aktuellen Debatte in der Soziologie

Autor: Kurtz, Thomas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-814435

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Differenzierung und soziale Ungleichheit. Ein Ergänzungsvorschlag zu einer aktuellen Debatte in der Soziologie

Thomas Kurtz*

1 Zur Einführung

In der deutschen Soziologie gibt es zur Zeit zwei konkurrierende Theoriepositionen, die um die angemessene Analyse der Gesellschaft streiten: Theorien sozialer Ungleichheit auf der einen und Differenzierungstheorien beziehungsweise die Theorie funktionaler Differenzierung auf der anderen Seite. Die wesentlichen neueren Beiträge zu dieser Debatte finden sich in einem von Thomas Schwinn (2004) im letzten Jahr herausgegebenen Sammelband vereinigt, wo versucht wird, diese unterschiedlichen Theorieperspektiven miteinander ins Gespräch zu bringen.[1] Die Vertreter dieser beiden Positionen haben nämlich lange Zeit den Eindruck vermittelt, als würden diese relativ beziehungslos nebeneinander stehen, was ja nicht gerade überraschend ist, wenn man bedenkt, dass auf beiden Seiten Hegemonialansprüche vertreten werden. Während etwa die soziologische Ungleichheitsforschung den funktionalen Aspekt der Gesellschaft nur am Rande thematisiert und sich im Wesentlichen auf das Gefüge sozialer Beziehungen aber auch sozialer Unverbindlichkeiten konzentriert, beschränken sich differenzierungstheoretische und damit auch systemtheoretische Gesellschaftsanalysen vorwiegend auf die weltgesellschaftliche Vernetzung der sachlich ungleichartig definierten gesellschaftlichen Funktionen und vernachlässigen zum grossen Teil die anderen beobachteten Differenzierungsformen, und dabei insbesondere die lokalen Sonderbedingungen der Sozialdimension.

Was bei den diese Theorieperspektiven verknüpfenden Debatten auffällt, ist nun aber das weitgehende Fehlen der Kategorien Beruf und Organisation, womit mein Beitrag sein Thema gefunden hat. Nach einer überblicksartigen Anmerkung zur soziologischen Ungleichheitsforschung (2) möchte ich in diesem Beitrag insbesondere dreierlei zeigen: Zum einen, dass die viel zu wenig beachtete Kategorie *Organisation* für die Ungleichheitsfrage von zentraler Bedeutung ist (3), zum anderen, dass die in der soziologischen Ungleichheitsforschung mehr und mehr in den Hintergrund

* Thomas Kurtz, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Postfach 100131, D–33501 Bielefeld, E-mail: thomas.kurtz@uni-bielefeld.de.

1 Siehe als erste Versuche aber auch schon Nassehi, 1997; Schwinn, 1998; Schimank, 1998. Während Uwe Schimank und Thomas Schwinn dabei für eine mehr oder weniger gleichgewichtige Verzahnung von Ungleichheitsforschung und Differenzierungstheorie plädieren, versucht Armin Nassehi in systemtheoretischer Perspektive am Beispiel des Themas Gewalt einige Aspekte der Soziologie sozialer Ungleichheit in die Theorie funktionaler Differenzierung zu integrieren.

gedrängte Kategorie des *Berufs* für die Analyse der Partizipation von Personen an der Gesellschaft und ihren Subsystemen immer noch hoch bedeutsam ist (4) und dass schliesslich – was im übrigen nirgends untersucht wird – *Beruf und Organisation* in diesem Zusammenhang eng zusammenwirken (5). Abgeschlossen wird der Beitrag mit einer kurzen Schlussbemerkung zum Verhältnis von Differenzierung und sozialer Ungleichheit (6).

2 Soziologische Ungleichheitsforschung und Differenzierungstheorie

Wenn man die aktuelle Ungleichheitsforschung in Deutschland aus differenzierungstheoretischer Perspektive betrachtet (Kurtz, 2001a), dann kann man grob zwei soziologische Ungleichheitsansätze unterscheiden, die mit ihrer jeweiligen Analyse schwerpunktmässig an unterschiedlichen Differenzierungsformen im Exklusionsbereich der Gesellschaft ansetzen: Die so genannten Klassen- und Schichtenkonzepte (Mayer und Blossfeld, 1990) bewegen sich auf der Ebene der stratifikatorischen Differenzierung, die durch Gemeinschaftlichkeit, soziale Beziehungen und Nähe gekennzeichnet ist. Demgegenüber operieren die Lebenslagen- und Lebensstilkonzepte (Beck, 1983; Hradil, 1987) jenseits von Vergemeinschaftung auf der individualisierten Differenzierungsebene der Gesellschaft, die charakterisiert ist durch Distanz und soziale Unverbindlichkeit. Hier geht es nicht um längerfristige Formen der Mitgliedschaft in sozialen Gemeinschaften, sondern um oftmals nur vorübergehende Passungen in Lagen, Stile etc.[2]

Damit analysiert die soziologische Ungleichheitsforschung im Grunde genommen soziale *Ungleichheiten*, indem sie Basalerfahrungen von *Gleichheit* in Grosskollektiven, Gruppen, Milieus etc. herausstellt. Beide Seiten der soziologischen Ungleichheitsforschung – also sowohl die Konzepte, die von einer Primärdifferenzierung der Gesellschaft nach Klassen und Schichten ausgehen und sich weitgehend auf das Gefüge sozialer Beziehungen im Rahmen von Integrations-/Desintegrationsprozessen konzentrieren als auch die Ansätze von Lebenslagen, Lebensstilen und alltäglicher Lebensführung (zu letzterem Rerrich und Voss, 1992), welche die Perspektive der betroffenen Individuen in den Vordergrund stellen – stimmen dabei im Prinzip in der Einschätzung überein, dass die real existierenden Ungleichheiten und die Auseinandersetzung mit diesen die gesamtgesellschaftliche Entwicklung

2 Dass dies hier eine recht schematische und damit vereinfachende Gegenüberstellung ist, sei natürlich eingestanden; sie markiert einen insbesondere deutschen Streit zwischen zwei Theoriepositionen, den etwa Rainer Geissler (1996, 78) mit der verbindenden These aufzulösen versucht, dass es als Ergebnis des Modernisierungsprozesses eben nicht zu einem Ablösen von Klasse und Schicht, sondern zur „Herausbildung einer dynamischeren, pluraleren und auch stärker latenten Schichtstruktur» kommt. Wer an eine Verknüpfung der Konzepte von Klasse und Lebensstil denkt, sei dann insbesondere auf die Ungleichheitsforschung von Pierre Bourdieu (etwa Bourdieu, 1982) und seine weitere Ausarbeitung im deutschsprachigen Raum bei Michael Vester (etwa Vester, 2004) verwiesen.

primär prägen.[3] Dies mag unter anderem sicherlich auch damit zu tun haben, dass in diesen Konzepten der Integrationsbegriff sowohl für die Einbeziehung von Personen als auch für den Zusammenhalt von Gesellschaft verwendet wird, während ja bekanntermassen in der Systemtheorie dafür zwei Begriffe zur Verfügung stehen: Integration und Inklusion.

Und so hat denn insbesondere Niklas Luhmann – etwa in seinem Aufsatz «Inklusion und Exklusion» – gegen diese beiden Positionen eingewandt, dass es nicht ausreiche, die moderne Gesellschaft anhand von Klassenunterschieden und Individualisierungstendenzen der Einzelmenschen zu beschreiben und dies, weil die Beschränkung auf Individualisierungs- und Klassentheorien das Problem, dass in vielen Ländern der Welt «erhebliche Teile der Bevölkerung ihr Leben unter den Bedingungen der Exklusion fristen» (Luhmann, 1995, 259), geradezu verharmlosen würde. Nicht mehr Zugehörigkeiten und die daraus folgende Verteilungsfrage – also soziale Ungleichheit – sei das wesentliche Problem, sondern die Teilnahmemöglichkeiten an gesellschaftlicher und teilsystemspezifischer Kommunikation, oder anders: die Handhabung der Unterscheidung von *Inklusion* und *Exklusion*.

Während die Soziologie sozialer Ungleichheit mit dem Begriff der sozialen Integration die Form der Mitgliedschaft in sozialen Gruppen wie Klassen, Schichten, Familien etc. umschreibt und dabei die Bedeutung von kollektiven Identitäten, normativen und solidarischen Verbundenheiten sowie die Intentionalität der sozialen Beziehungen herausarbeitet (siehe Peters, 1993, 41), bezeichnet der systemtheoretische Inklusionsbegriff nur noch die Ermöglichung des Zugangs «eines jeden zu jedem Funktionssystem» (Luhmann und Schorr, 1988, 31) in der Form von durch die Systeme bereitgestellten Teilnehmerrollen. Und während der Integrationsbegriff immer auf feste Personenmerkmale rekurriert und anzeigt, dass man als ganze Person immer nur einer Gruppe angehört: einer Klasse oder Schicht und nicht einer anderen, einer Kernfamilie, einem Geschlecht entweder von Frauen oder von Männern, einem Staat von Staatsbürgern, verweist der Inklusionsbegriff demgegenüber darauf, dass Personen heute zugleich mehrere Teilnehmerrollen offen stehen: an Funktions-, Organisations- und Interaktionssystemen, aber auch in Bezug auf Lebenslagen, Lebensmilieus und Lebensstilen. Im Inklusionsbereich der Gesellschaft

3 Ausgegangen wird dabei von einer gesamtgesellschaftlichen Subsumptionslogik, mit der zugrunde gelegten These, dass die Gesellschaft die ungleichen Teilbereiche und/oder Menschen einer Gesellschaft als Gesamt integriert. Im Grossen und Ganzen war und ist aber für die soziologische Ungleichheitsforschung die geringe Aufmerksamkeit gegenüber der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft bezeichnend. Zur Frage der Aufrechterhaltung von gesellschaftlicher Ordnung werden hier im Wesentlichen die unterschiedlichen Formen der Bewältigung der Verteilungskonflikte zwischen sozialen Klassen bzw. Lagen thematisiert. Dass dies aber nicht so sein muss, zeigt etwa Bourdieu mit seiner Verbindung von Klasse und sozialem Feld, so dass Vester (2004) ihn auch als einen «differenzierenden Schichtungssoziologen» bestimmen kann. Bourdieu zeigt dabei insbesondere auch, dass die sozialen Felder strukturell autonom gegenüber den Klassenstrukturen sind. Das Problem bei Bourdieu scheint mir gleichwohl zu sein, dass er in seiner Differenzierungstheorie ähnlich wie Max Weber auf den Gesellschaftsbegriff und damit auf eine übergeordnete Einheit des Differenzierten verzichtet.

finden sozusagen zeitgleiche Multiinklusionen statt, Personen können gleichzeitig Wähler, Arbeitslosengeldempfänger, Konsumenten, Kirchenmitglieder, Ehepartner, Eltern, Klienten von Ärzten und Rechtsanwälten etc. sein, aber dies jeweils nach unterschiedlichen teilsystemspezifischen Regeln. Die personale Nicht-Teilnahme an – bzw. der partielle Ausschluss von solchen Kommunikationsformen wird dann als Exklusion bezeichnet. Der moderne Exklusionsbegriff steht nämlich – wie Rudolf Stichweh vermerkt – dem mittelalterlichen Armutsbegriff relativ nahe, denn dieser meinte nicht primär ökonomische Mittellosigkeit, sondern «vielmehr eine strukturell schwache Position, die durch das Ausgeschlossensein von lokal relevanten Berechtigungen bestimmt war».[4] Der Exklusionsbegriff soll dem Fait accompli der Moderne Rechnung tragen, dass die möglichen Prozesse des Ausschlusses aus der Gesellschaft sehr viel komplizierter gebaut sind, als das sie noch in Formen einer Steigerbarkeit der Partizipation an den sozialen Gütern der Gesellschaft und ihrer Teilbereiche, also in Begriffen von sozialer Ungleichheit und Schichtung fassbar wären.[5]

Wenn man die Differenzierungstheorie mit den Theorien sozialer Ungleichheit verknüpft, könnte man etwa die Unterscheidung zwischen dem Inklusions- und dem Exklusionsbereich der Gesellschaft folgendermassen fassen: Der *Inklusionsbereich* der Gesellschaft bezeichnet auf der sachlichen Ebene die Teilnahme von Personen als Publikum an den Kommunikationen der Funktionssysteme und auf sozialer Ebene die Verortung in sozialen Beziehungen wie Lebensstilen, sozialen Lagen und sozialen Bewegungen sowie die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen wie Klassen, Schichten, Geschlecht, aber auch Familie und Organisation. Der *Exklusionsbereich* umfasst demgegenüber zwei Ebenen: zum einen können Exklusionen aus den funktional ausdifferenzierten Bereichen der Gesellschaft sowie aus sozialen Beziehungen und Gruppen zur Exklusionsindividualität[6] führen, zum anderen aber auch zu dem, was die soziologische Ungleichheitsforschung als soziale Ungleichheit fasst.

Wie dem auch sei, im Folgenden wird der Schwerpunkt der Analyse bei der Theorie funktionaler Differenzierung fixiert. Diesem Vorgehen ist zweierlei unterlegt: Zum einen werden hier nicht die Vorstellungen der soziologischen Ungleichheitsforschung geteilt, Individualisierung oder Stratifikation als gesellschaftliche Primärdifferenzierungen zu thematisieren. Stratifikation als ehemals leitende Form gesellschaftlicher Differenzierung ist in der modernen Gesellschaft der funktionalen Primärdifferenzierung nachgeordnet. Und Individualisierung hat zu keinem Zeit-

4 Stichweh, 1997, 126. Dies erinnert in gewisser Weise schon an das, was wir heute Scoring nennen, dass also Computerprogramme sozusagen künstlich zwischen arm und reich trennen, wenn aus Millionen von persönlichen Daten diese geheimnisvollen Scores – die Profile von Kunden – erstellt werden, so dass schon das Wohnen in einer negativ gelisteten Gegend Probleme bei der Internetbestellung («nur gegen Vorkasse») oder überlange Wartezeiten bei der Telefon-Hotline zur Folge haben kann.

5 In dieser Grundeinschätzung zeigen sich ferner Überschneidungen zu den Konzepten von Lagen und Milieus im Kontext der Soziologie sozialer Ungleichheit.

6 Damit ist gemeint, dass sich Individualität heute jenseits aller Inklusion bildet, ohne dass man damit Vorstellungen räumlicher Ausgrenzungen verbinden kann (siehe Luhmann, 1989).

punkt der Geschichte die Form eines gesellschaftlichen Differenzierungsprimates eingenommen, bei Individualisierung handelt es sich eher um eine Folgedifferenzierung der funktionalen Gesellschaftsdifferenzierung, die ohne diese gar nicht möglich wäre. Zum anderen ist den folgenden Ausführungen die These unterlegt, dass in der Moderne der Ausschluss von den gesellschaftlichen Funktionsbereichen gravierendere Folgen für die Individuen hat als der Ausschluss aus sozialen Gemeinschaften. In der modernen Gesellschaft werden die freigesetzten Individuen geradezu abhängig von den einzelnen gesellschaftlichen Funktionsbereichen, so dass der Ausschluss von deren Sachgütern wie Bildungsabschlüssen, Berufsarbeit, Geld, Personalausweis, Krankenversorgung oder Rechtsvertretung für die Individuen dramatische Folgen haben kann. Man muss mindestens Publikum von einigen Funktionsbereichen sein, um gesellschaftlich überhaupt zu existieren. Diese Form der Positionierung von Personen in der modernen Gesellschaft ist allerdings nicht nur ein Problem der Teilhabe an funktionssystemspezifischer Kommunikation, sondern zugleich scheint es so zu sein, dass diese Partizipationsmöglichkeiten sogar vorwiegend über die Organisationen der Funktionssysteme vermittelt werden, was ich im nächsten Teil meines Beitrages ansprechen möchte.

3 Organisation und gesellschaftliche Differenzierung

Damit folge ich gleichwohl nicht den Überlegungen, die etwa in der Nachfolge Max Webers die Gesellschaft von ihren Organisationen her begreifen und diese – mit einer sicherlichen Überschätzung des Organisationsbegriffs für die Analyse der Gesellschaft – als *Organisationsgesellschaft* beschreiben.[7] Wir haben es hier ähnlich wie zum Beispiel bei den Beschreibungen der Gesellschaft als Klassengesellschaft, Wissensgesellschaft oder aber auch Risikogesellschaft mit einer Selbstbeschreibung der Gesellschaft zu tun, die sich auf einen Gesellschaftsbegriff reduzieren lässt, indem sie ihren Inhalt schon im Begriff führt und zeigt, was für sie das herausragende Merkmal zur Bestimmung der modernen Gesellschaft ist. Aber weder die Gesellschaft noch ihre funktionalen Teilsysteme lassen sich als Organisation bestimmen, wenngleich Organisationen für gesellschaftliche Systeme eine grosse Bedeutung haben. Gegenüber dieser Überschätzung der Organisation für die Gesellschaft scheint mir das Konzept funktionaler Differenzierung angemessener zu sein (Luhmann, 1997, 826 ff.; 2000a, 380 ff.); dort fungieren Organisationen zuerst einmal ganz allgemein als Formen der strukturellen Kopplung von geradezu allen Funktionssystemen in der modernen Gesellschaft und nehmen die Form einer segmentären Innendifferenzierung

7 Schimank, 2001. Das heisst gleichwohl nicht, dass der Begriff der Organisationsgesellschaft keine Bedeutung hätte; siehe dazu nur die Beschreibung des Staatssozialismus in der ehemaligen DDR als eine solche Gesellschaftsform bei Detlef Pollack (1990).

von Funktionssystemen ein.[8] Und dies hat Konsequenzen für die Beschreibung der Teilhabechancen von Personen an der Gesellschaft und ihren Subsystemen.

Es gibt in der Welt extreme Fälle des Ausgeschlossenseins aus der Gesellschaft – wie etwa das Vegetieren auf den Müllkippen am Rande der südamerikanischen Metropolen. Und in diesen Gegenden hat sich, wie Luhmann (1995) vermerkt, die Differenz von Inklusion und Exklusion als eigenständige Zugangsbarriere vor die Funktionssysteme geschoben. Aber dies ist gewissermassen die Ausnahme, in der Regel gibt es in der Moderne (unter der Vollform funktionaler Differenzierung) keine Komplettexklusion aus der Gesellschaft (Fuchs, 1997), auch der Obdachlose ist zumindest noch ein Fall des Systems der Sozialen Hilfe. Inklusion zeigt also nur an, dass heute jedermann eine Adresse im Inklusionsbereich der Gesellschaft hat, nicht aber die Form der jeweiligen Zugänge. Die Inklusions-/Exklusions-Theorie zeigt auf der einen Seite zwar, dass es bei Exklusionen immer um relationale Verhältnisse zwischen den Funktionsbereichen geht, die mehrdimensional analysiert werden müssen, auf der anderen Seite lassen sich aber nur schwer Aussagen über die Art und Weise machen, *wie* Personen aus den Funktionsbereichen exkludiert werden können. Denn wer keine Arbeit hat – und wer im übrigen Arbeit oder vielleicht sogar mehrere Tätigkeiten hat, dem muss es nicht unbedingt gut gehen, wie das Phänomen der «arbeitenden Armen» offenkundig zeigt –, wer also keine Arbeit hat, partizipiert dennoch an der Wirtschaft; und mit hohen Schulden ist man genauso im Inklusionsbereich der Wirtschaft verortet wie mit geringen Bankguthaben. Inklusion verstanden als die Form, wie die Funktionssysteme auf die Personen zugreifen, sagt also nur wenig darüber aus, wie die empirisch beobachtbaren Schwierigkeiten der Stabilisierung und Zukunftssicherheit in individuellen Lebenslagen verarbeitet werden können.

Wie hier angedeutet, können de facto Personen unter der Vollform der funktional differenzierten Gesellschaft nicht vollständig aus den Teilbereichen exkludiert werden, wohl aber aus den Organisationen. Der wesentliche Unterschied besteht in der Tatsache, dass während Funktionssysteme auf der einen Seite zuerst einmal alle Personen inkludieren und nur einige exkludieren, Organisationen auf der anderen Seite in Form ihrer Mitglieder nur einige Personen inkludieren und den Rest der Bevölkerung ausschliessen.[9] In diesem Zusammenhang hat Luhmann die These

8 Dazu Luhmann (2000a) am Beispiel des politischen Systems. Siehe zusammenfassend zum hier gewählten Organisationsbegriff und zum Verhältnis von Organisation und Gesellschaft Luhmann (1994).

9 Und Luhmann sieht genau darin den Grund, warum Funktionssysteme nicht als Einheit organisiert werden können: sie handhaben die Differenz Inklusion/Exklusion anders als Organisationen. Zwischen Funktionssystemen und Organisationssystemen besteht ein Komplementärverhältnis: «Je mehr sich Funktionssysteme unter Vorzeichen wie Freiheit und Gleichheit, aber auch wegen fehlender Abweisungsgründe, für Inklusionen öffnen, desto mehr muss dann innerhalb des so konstituierten Systems für zweitrangige Möglichkeiten der Exklusion gesorgt werden, und genau das geschieht durch Einrichtung von Organisationen, die über spezifische Anforderungen spezifische Inklusions-/Exklusions-Kriterien rechtfertigen können» (Luhmann, 2000c, 234 f.). Es gibt also deutliche Inklusionsunterschiede zwischen den Systemreferenzen Gesellschaft und Organisation,

aufgestellt, «dass Organisationsbildung grossen Stils in Gang kommt, wenn die Gesellschaft es ermöglicht, Individuen zu rekrutieren unter Abwerfen all des Ballastes, der durch Herkunft, Gruppenzugehörigkeiten, Schichtung usw. die Prägsamkeit des Arbeitsverhaltens eingeschränkt hatte. Im Weiteren hat das zur Folge, dass sich der soziale Status nach Karrieren und insbesondere nach der Rangzuteilung durch Organisationen richtet und nicht umgekehrt, wie in älteren Gesellschaften, die zumutbare Arbeitsteilung nach dem sozialen Status» (Luhmann, 2000b, 382).

Organisationen sind also in der modernen Gesellschaft der empirische Ort, an dem in Form von Leistungsrollen und/oder Publikumsrollen sozusagen die Teilnahmemöglichkeiten an der Gesellschaft und ihren Subsystemen verwaltet werden (Nassehi und Nollmann, 1997). Man kann als berufliche oder aber auch ehrenamtliche Leistungsrolle Mitglied einer oder mehrerer Organisationen sein oder als Publikumsrolle Leistungen als Empfänger beziehen, Kunde oder aber auch Insasse sein. In der Moderne läuft die Positionierung der Individuen im sozialen Raum so gesehen nicht direkt über die Funktionssysteme, sondern über deren Organisationen. Welche Positionen in den Funktionssystemen der Gesellschaft für Personen reserviert werden, oder anders: wie jemand Zugang zu diesen Positionen erhält, ist zu weiten Teilen von Organisationen – also der segmentären Differenzierung – abhängig.

4 Die Form des Berufs

Die klassischen Untersuchungen von sozialer Ungleichheit in der modernen Gesellschaft gingen allerdings nicht von der Organisation aus, sondern sie hatten zumeist den *Beruf* als die zentrale diesbezügliche soziale Tatsache markiert. So hat man etwa in der soziologischen Gesellschaftsanalyse lange Zeit versucht, über den Beruf als einer Vermittlungsinstanz zwischen Individuum und Gesellschaft die gesamtgesellschaftliche Integrationsfunktion herauszuarbeiten und damit einen Beitrag zur Analyse der modernen Gesellschaft zu leisten. Im Rahmen von Klassen- und Schichten-Konzepten etwa war die Ungleichheitsforschung bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts hinein weitgehend *berufszentriert* (Berger und Hradil, 1990, 10), der Beruf wurde geradezu als *der* zentrale Bestimmungsfaktor sozialer Ungleichheit und als *der* beste einzelne Indikator der Sozialstruktur einer Gesellschaft interpretiert (Blau und Duncan, 1967). Dies ist darin begründet, dass hier die Existenz und die Struktur sozialer Ungleichheit im Wesentlichen durch ökonomische Ursachen zu erklären versucht werden. Und auch in explizit vom Referenzkontext Person ausgehenden Deutungen des Berufs als Persönlichkeitsvariable hatte man die Funktion des Berufes (in Abkehr von Herkunft) noch als ein zentrales Medium der sozialen

so dass sich etwa auch die Inklusion ins Funktionssystem und die gleichzeitige Exklusion aus den Organisationen nicht ausschliessen, was man am Beispiel des arbeitslosen Wissenschaftlers sehen kann.

Differenzierung in der modernen Gesellschaft bestimmt (Beck, Brater und Daheim, 1980). Dass dem Beruf diese Zentralstellung heute nicht mehr zugeschrieben werden kann, ist in der gegenwärtigen Soziologie gleichwohl schon zu einem allgemein anerkannten Gemeinplatz geworden (Kurtz, 2002c).

Wenn in den folgenden Überlegungen dennoch versucht wird, den Beruf wieder als ein besonderes Thema für die Ungleichheitsforschung herauszustellen, dann geht es dabei nicht um den Einzelberuf, sondern mehr um die Analyse der allgemeinen *Form* des Berufs. Der dabei zugrunde gelegte Formbegriff geht auf das von dem Mathematiker und Logiker George Spencer Brown (1971) ausgearbeitete so genannte *Formenkalkül* zurück. Und ohne dieses jetzt im Einzelnen näher auszuführen, nur soviel: Das Formenkalkül besagt, dass man nichts bezeichnen kann, ohne es von etwas anderem zu unterscheiden, und die dabei entstehenden zwei Seiten der Unterscheidung markieren die Form der Unterscheidung, wobei diese Form gleichwohl nicht die Einheit dessen ist, was sie unterscheidet, sondern vielmehr die Differenz des von ihr Unterschiedenen bezeichnet.

Auf der Grundlage des Spencer Brownschen Formenkalküls kann man den Beruf zuerst einmal von etwas anderem unterscheiden, das nicht Beruf ist, z. B. der Arbeit oder aber dem Betrieb, dem Stand, dem Privatleben etc. Man könnte natürlich auch einzelne Berufe bezeichnen und diese von anderen Berufen unterscheiden. Weiterhin kann man Berufe als organisierte Machtstellungen beschreiben, die gesellschaftlich legitimiert und sanktioniert werden, und diese von anderen bzw. von Nicht-Berufen unterscheiden, wie wir das etwa in machttheoretischen Modellen der Professionsforschung finden. Die traditionelle auf Berufung fussende «Berufsidee» kann vom «blossen Job», einer Tätigkeit ohne Sinnbezug, die nur auf die Sicherung des Lebensunterhalts gerichtet ist, abgegrenzt werden. Und wir können den Beruf schliesslich als qualifizierte Erwerbsarbeit beschreiben und diese von der unqualifizierten Jedermannsarbeit unterscheiden. Diese und andere mögliche Unterscheidungen im Sinne Beruf/Nicht-Beruf, mit denen wir den Beruf von anderem unterscheiden und bestimmen können, was der Beruf nicht ist, ist die eine Möglichkeit. Die andere, theoretisch anspruchsvollere, der hier gefolgt werden soll, bestimmt den Beruf nicht nur als die eine Seite einer Unterscheidung, sondern selbst als eine Form mit zwei Seiten. Oder anders: Der Beruf ist nicht nur die Innenseite der Form Beruf, sondern er ist selber die Form einer Unterscheidung.

Ausgangspunkt auch jeder Formanalyse des Berufs ist natürlich der Begriff der Arbeit. Bereits Georg Simmel hatte in seiner «Philosophie des Geldes» einen Arbeitsbegriff als eine Form mit zwei Seiten entworfen (einer «äusserlich-ökonomischen» und einer «innerlich-moralischen»), der sowohl qualifizierte wie auch nicht-qualifizierte Arbeit einschliesst. Äusserlich gesehen bedeutet jede Arbeit «das Überwinden von Hemmnissen [...], die Formung einer Materie, die dieser Formung nicht ohne weiteres gehorcht, sondern ihr zunächst Widerstand entgegensetzt», demgegenüber «zeigt die Innenseite der Arbeit dieselbe Gestalt. Die Arbeit ist eben Mühe, Last,

Schwierigkeit» (Simmel, 1989/1907, 582 f.). Allerdings markieren diese hier von Simmel herausgestellten zwei Seiten des Arbeitsbegriffs bei genauerer Betrachtung nur die eine Seite der Form Arbeit. Denn Arbeit macht nicht nur Mühe, sondern sie wird zumeist auch entlohnt. Und dies muss im Übrigen nicht auf die Form der Erwerbsarbeit beschränkt sein, auch andere Arbeiten werden in der einen oder anderen Art und Weise entlohnt: die Trauerarbeit dient der Verarbeitung eines Schmerzes, die Beziehungsarbeit kann eine neue Vertrauensbasis in der Beziehung ermöglichen und mit Erholungsarbeiten kann die für den Beruf nötige Arbeitskraft regeneriert werden. So gesehen kann man die Arbeit als eine Form beschreiben, die auf der einen Seite Mühe, also Arbeit ist und auf der anderen Seite Entlohnung der Arbeit.

Dem Berufsbegriff schliesslich liegt die Form Arbeit zugrunde, er ist aber zugleich immer auch mehr, denn die beiden Seiten der Arbeit stellen die eine Seite der Form Beruf dar, deren andere Seite die Qualifikation bildet. Oder anders: für jede angestrebte berufliche Tätigkeit muss ausgebildet werden und die Mühe, die Last aber auch die Freude der ausgeübten Arbeit müssen entsprechend entlohnt werden. Formtheoretisch ist der Beruf in diesem Sinne eine Form mit zwei Seiten, von der Innenseite, dem «erlernten Beruf» soll durch Kreuzung der Grenze der Form der «ausgeübte Beruf» (die Aussenseite der Form) erreicht werden. Und genau diese Unterscheidung in eine pädagogische und eine wirtschaftliche Seite ist die *Ausgangsform des Berufs*. Wichtig herauszustellen an dieser Stelle erscheint mir nun, dass die Form Beruf mit dieser Unterscheidung gleichsam auf zwei Funktionssysteme in der Gesellschaft verweist – das Erziehungssystem und das Wirtschaftssystem – und damit sozusagen als eine der möglichen Formen struktureller Kopplung zwischen diesen beiden Funktionen fungiert (Kurtz, 2001b; 2005). Man muss hier gleichwohl berücksichtigen – und das werde ich im Folgenden nicht mehr eigens begründen, sondern voraussetzen –, dass sich diese Kopplung über den Systemtyp Organisation – also zwischen Organisationen des Erziehungssystems und solchen des Wirtschaftssystems – vollzieht. Jedenfalls wird mit dieser Kopplung auf genau die beiden Funktionssysteme (und deren Organisationen) verwiesen, die für die Ungleichheitsfrage eine besondere Rolle einnehmen. Die heute bestehenden realen Ungleichheiten sind ja nicht nur Überbleibsel der Stratifikation, sondern sie sind auch noch das Resultat funktionaler Gesellschaftsdifferenzierung selbst[10], mit der Konsequenz einer quasi nachträglichen Ausdifferenzierung eines Funktionssystems für Soziale Hilfe (Baecker, 1994; Kurtz, 2004). Die soziale Klassenbildung und damit die Konsolidierung von sozialer Ungleichheit in der Moderne findet – wie Luhmann an mehreren Stellen hervorgehoben hat – ihren Ausgangspunkt im Prozess der Destratifikation, als das sich etablierende Bürgertum der gesellschaftlichen

10 Ähnlich wie also Risiko auf der Zeit- und Ökologie auf der Sachdimension ist auch Exklusion auf der Sozialdimension ein Folgeproblem funktionaler Differenzierung bzw. gesellschaftlicher Modernisierung. Interessanterweise ist dies dann auch der Schnittpunkt, wo sich die Analysen der Systemtheorie und der so genannten Theorie reflexiver Modernisierung treffen (siehe Beck, Holzer und Kieserling, 2001).

Inklusionsformel der Herkunft Bildung und Geld gegenüberstellte, was sich heute geradezu als «ein Nebenprodukt des rationalen Operierens» (Luhmann, 1997, 774) des Erziehungs- und des Wirtschaftssystems offenbart.

Der Beruf als Form der Unterscheidung von pädagogischer und ökonomischer Kommunikation kann dann immer noch als eine gewichtige gesellschaftliche Inklusionsformel – mit gleichwohl eingebauter Exklusionsmöglichkeit – interpretiert werden. Der Beruf trägt nicht nur zur Inklusion von Leistungsrollen in den Arbeitsmarkt und das jeweilige Funktionssystem bzw. deren Organisationen, in denen die Tätigkeit ausgeübt wird, bei, sondern er scheint auch als wesentliche Begleitsemantik weiterer Inklusionen von Publikumsrollen in andere Funktionsbereiche und Organisationen zu fungieren. Wenngleich die Berufsform im Übergang zur funktionalen Differenzierung an gesamtgesellschaftlicher Integrationskraft eingebüsst hat, ist sie auch heute noch ein wesentliches Bestimmungsmerkmal für die Partizipationschancen der Bevölkerung an gesellschaftlicher und teilsystemspezifischer Kommunikation. Über den Beruf wird zumindest immer noch ein Zusammenhang von Qualifizierung, Arbeitsmarktplazierung und Statuszuweisung hergestellt.

Der Beruf im hier verstandenen Sinne ist also eine Form, die sowohl Inklusions- wie auch Exklusionsmöglichkeiten bezeichnet. D. h., auch wenn man das Erlernen eines falschen Berufes als Ursache von möglichen Exklusionen anführt, ist in der Form zugleich die Möglichkeit der Re-Inklusion enthalten. Wenn man akzeptiert, dass Berufe in der Moderne keine feststehenden unveränderbaren Grössen darstellen, impliziert dies ebenfalls die Möglichkeit der Veränderbarkeit durch Weiterbildung und damit die Anpassung an veränderte gesellschaftliche Anforderungen. In diesem Sinne ist der Beruf eine *individuelle Form der Partizipation* an den Gütern der Gesellschaft. Wo dies nicht mehr möglich ist, greift der Wohlfahrtsstaat als Überschneidung der Systeme Bildung, Gesundheit, Politik und Wirtschaft ein, wobei in der funktional differenzierten Moderne am Schluss das Funktionssystem der Sozialen Hilfe als gesellschaftliches Auffangbecken sozialer Ungleichheit steht.

Dies ist nicht weiter überraschend, man kann aber in der mit der Form Beruf symbolisierten Kopplung der gesellschaftlichen Sozialsysteme Erziehung und Wirtschaft noch ein anderes Problem gesellschaftlicher Exklusion markieren. Die soziologische Ungleichheitsforschung hat darauf aufmerksam gemacht, dass zum einen Schichtkriterien immer noch als bedeutende Ungleichheitsvariablen fungieren. Und zum anderen zeigt sie, dass soziale Ungleichheit auch davon abhängt, wie Personen in ihrer alltäglichen Lebensführung konkret mit ihr umgehen. Die Theorie funktionaler Differenzierung verweist auf Kumulationseffekte von gesellschaftlichen Exklusionen, d. h., dass der Ausschluss aus einigen Teilbereichen bzw. Organisationen den Ausschluss aus weiteren nach sich ziehen kann. In Ungleichheitsanalysen werden Bildung und Beruf mehr oder weniger deutlich als Faktoren genannt, ausgespart wird aber die Kopplung von Bildung und Arbeit über den Beruf. Der Beruf ist aber nicht nur eine Inklusionsformel für den Einzelnen, sondern darüber hinaus

lassen sich auf der Ebene der Gesellschaft in der Form Beruf die vielfältigen von der Ungleichheitsforschung herausgestellten Ungleichheitsvariablen lesen.

Soziale Ungleichheit wird nicht nur vom Erziehungs- und Wirtschaftssystem fortgeschrieben, sondern Ungleichheit verstärkt sich zudem beim Übergang von Ausbildung zu Arbeit und Erwerb – also beim Überschreiten von der einen zur anderen Seite der Form des Berufs. Dass man mit geringen Qualifikationen weniger Chancen auf dem Arbeitsmarkt hat als mit herausragenden Hochschulzertifikaten, versteht sich von selbst. Ein besonders krasser Ungleichheit verstärkender Effekt tritt nun ein, wenn Personen mit gleichen im Bildungssystem erworbenen Qualifikationen ungleiche Chancen auf eine Arbeits- und Erwerbskarriere haben. Dass die Vermittlung von immer mehr (beruflichem) Wissen nicht per se grössere Chancen auf Erwerbsarbeit bereitstellt, liegt zuerst einmal daran, dass die Systeme Erziehung und Wirtschaft in der Moderne geradezu als Gegensatzpaar ausformuliert worden sind (Kurtz, 2002a). Über die Form Beruf etwa streben die beiden Teilsysteme unterschiedliche Formbildungen an: nämlich Person bzw. Organisation. Die Innenseite der Form Beruf (Ausbildung/Qualifikation) wird vom Erziehungssystem für Personen erbracht damit diese die Aussenseite der Form (Arbeit/Erwerb) erreichen. Und für die auf der wirtschaftlichen Seite angekommenen personalen Qualifikationen bezahlen Organisationen die Stelleninhaber im Kontext des Wirtschaftssystems und versuchen damit, sich am Markt zu präsentieren.

Mit dem Beruf – verstanden als eine Form mit zwei Seiten – wird jetzt das besondere Problem herausgestellt, dass einige im Bildungssystem qualifizierte Personen nicht auf der ökonomischen Seite der Form ankommen. In der neueren Ungleichheitsforschung hat sich der Blickwinkel auch aus dem Grunde vom Beruf abgewendet und auf neue Ungleichheitsfaktoren gerichtet, weil beim Faktor Beschäftigung nur die eine Hälfte der Gesellschaftsmitglieder einbezogen werden kann. Mit der Deutung des Berufs als Zwei-Seiten-Form kann man nun diese andere Hälfte ebenfalls einbeziehen, denn genau der in ihr bezeichnete Übergang von Ausbildung zu Arbeit/Erwerb zeigt heute die Brüche an. In den 1960er Jahren etwa hatten nur wenige Frauen qualifizierte Bildungs- und Berufsabschlüsse vorzuweisen, damals liefen die Selektionsprozesse schon in der Familie und im Bildungssystem. Heute sieht die Situation anders aus, wir finden mindestens so viele Frauen mit qualifizierten Abschlüssen wie Männer, aber gleichwohl immer noch weniger in einer entsprechenden Arbeits- und Erwerbskarriere. Der Bruch erfolgt an der Schwelle von Ausbildung zu Arbeit/Erwerb, so dass sich der Ausschluss von Frauen nach hinten verschoben hat. Man kann also zusammenfassend sagen, dass über die Form Beruf nicht nur Ungleichheiten individuell kompensiert werden können, sondern dass zugleich andere Ungleichheiten wie Geschlecht, Nation und anderes schleichend fortgeschrieben und gefestigt werden (siehe etwa am Beispiel Geschlecht Wetterer, 1995).

Wenngleich sich Personen in der Moderne nicht mehr ausschliesslich über ihren Beruf in der Gesellschaft verorten lassen, spiegeln sich in dieser Zwei-Seiten-Form Beruf viele der sozialkulturellen Ungleichheiten wider – auf einer der beiden Seiten der Ausgangsunterscheidung und besonders beim Überschreiten von der einen zur anderen Seite der Form. Und dies gilt dann auch für die Personengruppe, die in der neueren französischen Diskussion als die der so genannten «Überflüssigen» (Castel, 1995; Donzelot und Estèbe, 1994) bezeichnet wird. Und dabei handelt es sich nicht etwa um die rund fünf Prozent der Bevölkerung, die der untersten Schicht angehören, sondern diese Exklusion kann im Prinzip *jeden* treffen. Diese «neuen Armen» entziehen sich zuerst einmal der Festlegung auf eine Gruppendefinition. Die so genannte akzidentielle Ungleichheit zieht sich sozusagen *quer* durch alle Schichten und Klassen (Bude, 1998). Der Faktor Arbeit fungiert als Ausgangspunkt solch einer desaströsen Karriere, und zwar nicht so sehr der Verlust des Arbeitsplatzes, sondern das wiederholte Scheitern beim Versuch des Wiedereintritts ins Beschäftigungssystem. Ich habe das beschrieben als das Überschreiten der Schwelle von der einen zur anderen Seite der Form des Berufs (Ausbildung/Beschäftigung) oder eben hier: als das Scheitern beim Überschreiten dieser Grenze.

5 Organisation und Beruf

Wie sieht jetzt das Verhältnis von Beruf und Organisation in Bezug auf die Frage sozialer Exklusion aus? Auffallend ist zuerst einmal, dass die beiden Formen Beruf und Organisation von Anfang an in enger Beziehung gestanden haben, wenngleich sich im Übergang zur modernen Gesellschaft eine deutliche Gewichtsverschiebung im Verhältnis zwischen den beiden vollzogen hat. Der Betrieb im Alten Handwerk der mittelalterlichen Gesellschaft war sicherlich noch keine Organisation in unserem heutigen Verständnis, sondern deren Vorform (Kieser, 1989). Dennoch ist es interessant, dass in der Selbstbeschreibungsfolie dieser Gesellschaftsform – worauf bereits Max Weber (1985/1922, 229) in «Wirtschaft und Gesellschaft» hingewiesen hat – der Betrieblichkeit des Handelns derselbe Ort zugewiesen wurde wie dem Beruf. Der Beruf symbolisierte nämlich nicht nur die Arbeitsteilung, die entlang der von Korporationen vertretenen Betriebe verlief, sondern mit ihm verknüpft war ausch die Frage, ob ein Betrieb überlebte oder schweiterte, weil diese durch den moralischen Code der beruflichen Ehrbarkeit geregelt war und nicht etwa vom ökonomischen Markt – denn faktisch existierte kein Wettbewerb. Wer der beruflichen Ehrbarkeit entsprach, der überlebte, wer nicht, der musste scheitern. Mit der Auflösung der Ständegesellschaft im Übergang zum 18. Jahrhundert und damit der Entstehung einer wirtschaftlich ausdifferenzierten Umwelt aber alternierte die vormalige Einheit von Beruf und Betrieb sowie die von sozialer und wirtschaftlicher Praxis zunehmend auf Differenz. Der Beruf wird zur Umwelt des Betriebes (Harney, 1985),

und dies, indem in zunehmendem Masse nicht mehr für den Betrieb, sondern für den mehrere betriebliche Tätigkeiten einschliessenden – sich quasi vom Betrieb emanzipierenden – Beruf ausgebildet wird. Und erst seitdem haben sich Beruf und Betrieb zu Organisationsformen eigener Art entwickelt: Während der Beruf jetzt als Sinnschema das zertifizierte und auf dem Arbeitsmarkt offerierte Arbeitsvermögen von Personen symbolisiert, hat sich der Betrieb zu einer Organisationsform gewandelt, die über Stellenbesetzungen auf die im Beruf enthaltenen Qualifikationsbündel zugreift und sie einer wirtschaftlichen Verwertbarkeit unterzieht.

Obwohl sich der moderne Beruf und die moderne Organisation grundlegend voneinander unterscheiden, ist es doch interessant zu sehen, dass die Formen Beruf und Organisation auf derselben Ausgangsunterscheidung beruhen. Zwar folgen Organisationen in der Regel dem Primat der unterschiedlichsten Funktionssysteme, gleichwohl ist für die gesellschaftsweite Etablierung der Form Organisation die Ausdifferenzierung einer wirtschaftlichen und einer pädagogischen gesellschaftlichen Funktion aus dem engen moralisch-codierten zünftig-korporativen Kontext der mittelalterlichen und frühmodernen Gesellschaft die grundlegende Voraussetzung. Für die in Organisationen geleistete Arbeit muss ausgebildet werden – entweder kaufen Organisationen dabei qualifiziertes Personal ein oder sie qualifizieren ihre Mitglieder mit betrieblichen Weiterbildungsmassnahmen selber – *und* diese qualifizierte Arbeit muss entsprechend bezahlt werden. In diesem Sinne – so kann man sagen – operieren Organisationen entlang der gleichen Grundunterscheidung wie die moderne Form Beruf: Erziehung und Wirtschaft.

Man mag an dieser Stelle einwenden, dass dies nicht auf alle möglichen Organisationen zutrifft, so scheint es ja zahlreiche Organisationen in der Gesellschaft zu geben, deren Mitgliedschaftsrollen zum einen keine Vorbereitung durch Erziehung erfordern und zum anderen nicht in der Form der Erwerbsarbeit ausgeübt werden, wie etwa die in Sportvereinen. Dennoch ist auch hier die Mitgliedschaft unter anderem daran gebunden, dass man etwas kann – etwa Kegeln –, was man woanders erlernt hat oder es im Verein erlernen möchte. Und die aktive Mitgliedschaft – die Ausübung des Kegelsports – kann ebenfalls jenseits materieller Erwerbsabsichten für die Hobbysportler einen Gewinn bedeuten. Dies kann hier nicht weiter verfolgt werden. Wenn hier von Organisationen gesprochen wird, dann nur von solchen, für deren Mitgliedschaftsrollen gilt, dass sie als mehr oder weniger qualifizierte Erwerbsarbeit ausgeübt werden, dass also Arbeit und Beruf in der Organisation stellenbezogen adressiert werden.

Wie dem auch sei, zwischen den Formen Beruf und Organisation gibt es grundlegende Ähnlichkeiten und Überschneidungen, aber auch eine wesentliche Differenz, nämlich die, wer überhaupt bei diesen beiden Formen wie auf ihrer jeweiligen Aussenseite ankommt bzw. ankommen soll. Die Form Beruf orientiert sich mehr am Erziehungssystem, einem System also, das Inklusionsprobleme bearbeitet und dessen Funktionserfüllung in einer Änderung seiner personalen Umwelt zu

sehen ist, es geht hier darum, dass *Personen* auf der Aussenseite der Form Beruf – der Wirtschaft bzw. dem Arbeitsmarkt – ankommen. Die Form Organisation dagegen orientiert sich auch in der als Wissensgesellschaft beschriebenen Moderne mehr am Wirtschaftssystem, an einem System also, in welchem weniger die Förderung von Personen thematisiert wird als vielmehr die Anschlussfähigkeit ökonomischer Kommunikation. Hier geht es eher um eine Qualitätssicherung innerhalb der Organisation als Anpassungsmechanismus an gesellschaftliche Wandlungsprozesse, um seine Stellung auf der Aussenseite der Organisation – dem Markt der Wirtschaft – zu halten; es geht letztendlich um die *Organisation* selber (Kurtz, 2002b).

So sehr sich aber damit die beiden Formen Beruf und Organisation unterscheiden, laufen sie doch in Hinblick auf die Frage gesellschaftlicher Inklusion und Exklusion wieder zusammen. In der Moderne wird die Funktion der sozialen Positionierung von Personen in der Gesellschaft in enger Kopplung der Formen Organisation *und* Beruf vollzogen. Die Organisationsmitgliedschaft ist deckungsgleich mit der in der Ausgangsform des Berufs symbolisierten qualifizierten Erwerbsarbeit: Man ist ausgebildet für eine Tätigkeit in der Organisation und wird dafür von dieser bezahlt. Für die andere Seite der sozialen Positionierungsfunktion von Organisationen, der Partizipation des Publikums an organisationsspezifischen Entscheidungen, muss in der Regel Geld gezahlt werden, für dessen Erwerb der ausgeübte Beruf eine wesentliche Rolle spielt. In diesem Sinne *ist der Beruf eine der Voraussetzungen für die Teilhabe an Gesellschaft, die über Organisationen vermittelt wird.*

6 Schlussbemerkung zum Verhältnis von Differenzierung und sozialer Ungleichheit

Mit der Schwerpunktsetzung auf die Kategorien Beruf und Organisation verstehen sich die vorhergehenden Ausführungen als ein Ergänzungsvorschlag zu der aktuellen Debatte in der Soziologie, in Bezug auf die Ungleichheitsperspektive die beiden grossen Gesellschaftstheorien miteinander ins Gespräch zu bringen.[11] Ins Gespräch bringen bedeutet hier aber dennoch deutlich Position zu beziehen. Man hätte ja der Position der soziologischen Ungleichheitsforschung folgen und den Schwerpunkt der Gesellschaftsanalyse bei individuellen Lebenslagen, -läufen und -stilen oder aber bei schichtabhängigen institutionalisierten Laufbahnen setzen können und von dort aus die gesellschaftlichen Teilbereiche nur in die Analyse einbeziehen, wenn sich an ihnen gesellschaftliche Ungleichheiten ablesen lassen. Man hätte auch den Überlegungen von Thomas Schwinn (1998) folgen können, der keiner der beiden Differenzierungsformen den Vorzug geben möchte und es sich vorbehält, sich jeweils

11 Aber um hier nicht missverstanden zu werden, sei noch einmal hervorgehoben, dass es dabei nicht um eine Ersetzung, sondern nur um eine Einbeziehung, um eine stärkere Berücksichtigung von Beruf und Organisation geht, was dann natürlich *nicht* gegen die anderen Kategorien der Ungleichheitsforschung gerichtet ist.

neu der analytischen Situation angemessen zwischen einer der beiden Formen zu entscheiden. Unter Einbezug einiger wesentlicher Erkenntnisse der soziologischen Ungleichheitsforschung wurde hier demgegenüber der Schwerpunkt der Analyse bei der funktionalen Primärdifferenzierung der Gesellschaft gesetzt und die soziologische Diskussion zum Inklusions-/Exklusionsbereich der modernen Gesellschaft um das Zusammenwirken von Beruf und Organisation ergänzt.

Wenn hier von einem Primat der funktionalen Differenzierung gesprochen wird (Luhmann, 1980), dann impliziert dies natürlich ebenfalls, dass die Gesellschaft auf der alleinigen Grundlage dieser Differenzierungsform nicht ausreichend beschrieben werden kann. In der funktional differenzierten Weltgesellschaft existieren auch andere Differenzierungsformen weiter, wenngleich ohne gesamtgesellschaftliche Auswirkungen. In allen Gegenden der Weltgesellschaft lassen sich segmentäre, stratifikatorische und funktionale Differenzierungen zugleich beobachten, wobei es in einigen Ländern andere Primate als den der funktionalen Differenzierung gibt. Unterhalb der funktionalen Differenzierung der modernen Gesellschaft jedenfalls können des Weiteren die von der soziologischen Ungleichheitsforschung thematisierten Elemente einer stratifikatorischen Differenzierung nach Einkommensklassen, Geschlechtsrollendifferenzierungen, Konfessionen, politischem Einfluss, gesellschaftlichem Ansehen etc. beobachtet werden[12], so dass etwa Luhmann daraus gefolgert hat, die Alternation der primären gesellschaftlichen Differenzierungsform im 18. Jahrhundert als Übergang «von stratifikatorischer Differenzierung zu funktionaler Differenzierung mit Klassenbildung» (Luhmann, 1985, 132) zu rekonstruieren. Auch die systemtheoretische Beobachterperspektive behauptet also nicht, dass Schichtung in der modernen Gesellschaft verschwindet; vielmehr wird sie als ein Nebenprodukt der einzelnen Funktionssysteme interpretiert (Luhmann und Schorr, 1988, 237 ff.), welchem allerdings für die Funktionssysteme keine funktionale Bedeutung mehr zukommt. Die funktional differenzierte Gesellschaft ist zwar immer noch durch Schichtung charakterisiert, aber gegenüber geschichteten Gesellschaften muss Schichtung heute ihren Einfluss auf die Interaktion unter Anwesenden aufgeben[13] und für die Individuen «grössere Freiheiten der Rollenkombination» zulassen (Luhmann, 1985, 131; und ähnlich Beck, 1983). Dass damit natürlich die Bedeutung von Schichtung für einzelne Personen noch nicht hinreichend bestimmt ist, versteht sich von selbst – aber dies war auch nicht das Ziel dieses Beitrages.

7 Literaturverzeichnis

Baecker, Dirk (1994), Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft, *Zeitschrift für Soziologie*, 23, 93–110.

12 Siehe etwa zur Bedeutung der Geschlechterdifferenz für die moderne Gesellschaft Weinbach und Stichweh, 2001.

13 Siehe Luhmann, 1985, 130; siehe zur Ausarbeitung dieser These auch Kieserling, 2006.

Beck, Ulrich (1983), Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten, in: R. Kreckel, Hrsg., *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2*, Göttingen: Schwartz, 35–74.

Beck, Ulrich; Michael Brater und Hansjürgen Daheim (1980), *Soziologie der Arbeit und der Berufe. Grundlagen, Problemfelder, Forschungsergebnisse*, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.

Beck, Ulrich; Boris Holzer und André Kieserling (2001), Nebenfolgen als Problem soziologischer Theoriebildung, in: Ulrich Beck und Wolfgang Bonss, Hrsg., *Die Modernisierung der Moderne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 63–81.

Berger, Peter A. und Stefan Hradil (1990), Die Modernisierung gesellschaftlicher Ungleichheit – und die neuen Konturen ihrer Erforschung, in: dies., Hrsg., *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*, Göttingen: Schwartz, 3–24.

Blau, Peter M. und Otis Dudley Duncan (1967), *The American Occupational Structure*, New York et al.: Wiley.

Bourdieu, Pierre (1982), *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bude, Heinz (1998), Die Überflüssigen als transversale Kategorie, in: Peter A. Berger und Michael Vester, Hrsg., *Alte Ungleichheiten. Neue Spaltungen*, Opladen: Leske + Budrich, 363–382.

Castel, Robert (1995), *Les métamorphoses de la question sociale. Une chronique du salariat*, Paris: Fayar.

Donzelot, Jaques und Philippe Estèbe (1994), *L'État animateur. Essai sur la politique de la ville*, Paris: Éditions Esprit.

Fuchs, Peter (1997), Weder Herd noch Heimstatt – Weder Fall noch Nichtfall. Doppelte Differenzierung im Mittelalter und in der Moderne, *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie*, 3, 413–437.

Geissler, Rainer (1996), *Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Zwischenbilanz zur Vereinigung*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 2. neubearbeitete und erweiterte Aufl.

Harney, Klaus (1985), Der Beruf als Umwelt des Betriebes. Vergleichende, historische und systematische Aspekte einer Differenz, in: Hans-Josef Ruhland et al., *Die Relevanz neuer Technologien für die Berufsausbildung*, Krefeld, 118–130.

Hradil, Stefan (1987), *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft*, Opladen: Leske + Budrich.

Kieser, Alfred (1989), Organizational, Institutional, and Societal Evolution: Medival Craft Guilds and the Genesis of Formal Organizations, *Administrative Sciences Quarterly*, 34, 540–564.

Kieserling, André (2006), Schichtung ohne Interaktionsbezug. Eine moderne Sozialstruktur und ihre semantischen Korrelate, in: Dirk Tänzler; Hubert Knoblauch und Hans-Georg Soeffner, Hrsg., *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*, Konstanz: UVK, 173–207.

Kurtz, Thomas (2001a), Die Form Beruf im Kontext gesellschaftlicher Differenzierung, in: ders., Hrsg., *Aspekte des Berufs in der Moderne*, Opladen: Leske + Budrich, 179–208.

Kurtz, Thomas (2001b), Form, strukturelle Kopplung und Gesellschaft. Systemtheoretische Anmerkungen zu einer Soziologie des Berufs, *Zeitschrift für Soziologie*, 30, 135–156.

Kurtz, Thomas (2002a), Zur strukturellen Kopplung von Erziehung und Wirtschaft, in: Matthias Wingens und Reinhold Sackmann, Hrsg., *Bildung und Beruf. Ausbildung und berufsstruktureller Wandel in der Wissensgesellschaft*, Weinheim und München: Juventa, 23–37.

Kurtz, Thomas (2002b), Weiterbildung zwischen Beruf und Betrieb. Zum Verhältnis von Person, Organisation und Wissen, *Zeitschrift für Pädagogik*, 48, 879–897.

Kurtz, Thomas (2002c), Die Form Beruf und das Problem sozialer Ungleichheit, *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 27, 56–77.

Kurtz, Thomas (2004), Zur Multidimensionalität der Sozialen Arbeit, *Neue Praxis*, 34, 16–30.

Kurtz, Thomas (2005), *Die Berufsform der Gesellschaft*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Luhmann, Niklas (1980), Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition, in: ders., *Gesellschaftstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft Bd. 1*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 9–71.

Luhmann, Niklas (1985), Zum Begriff der sozialen Klasse, in: ders., Hrsg., *Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 119–162.

Luhmann, Niklas (1989), Individuum, Individualität, Individualismus, in: ders., *Gesellschaftstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft Bd. 3*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 149–258.

Luhmann, Niklas (1994), Die Gesellschaft und ihre Organisationen, in: Hans-Ulrich Derlien; Uta Gerhard und Fritz W. Scharpf, Hrsg., *Systemrationalität und Partialinteresse. Festschrift für Renate Mayntz*, Baden-Baden: Nomos, 189–201.

Luhmann, Niklas (1995), Inklusion und Exklusion, in: ders., *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 237–264.

Luhmann, Niklas (1997), *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (2000a), *Die Politik der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (2000b), *Organisation und Entscheidung*, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Luhmann, Niklas (2000c), *Die Religion der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas und Karl Eberhard Schorr (1988), *Reflexionsprobleme im Erziehungssystem*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Mayer, Karl Ulrich und Hans-Peter Blossfeld (1990), Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf, in: Peter A. Berger und Stefan Hradil, Hrsg., *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*, Göttingen: Schwartz, 297–318.

Nassehi, Armin (1997), Inklusion, Exklusion, Integration, Desintegration. Die Theorie funktionaler Differenzierung und die Desintegrationsthese, in: Wilhelm Heitmeyer, Hrsg., *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft Bd. 2*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 113–148.

Nassehi, Armin und Gerd Nollmann (1997), Inklusionen. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie, *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie*, 3, 393–411.

Peters, Bernhard (1993), *Die Integration moderner Gesellschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Pollack, Detlef (1990), Das Ende einer Organisationsgesellschaft. Systemtheoretische Überlegungen zum gesellschaftlichen Umbruch in der DDR, *Zeitschrift für Soziologie*, 19, 292–307.

Rerrich, Maria S. und G. Günter Voss (1992), Vexierbild sozialer Ungleichheit. Die Bedeutung alltäglicher Lebensführung für die Sozialstrukturanalyse, in: Stefan Hradil, Hrsg., *Zwischen Bewusstsein und Sein. Die Vermittlung ‹objektiver› Lebensbedingungen und ‹subjektiver› Lebensweisen*, Opladen: Leske + Budrich, 251–266.

Schimank, Uwe (1998), Funktionale Differenzierung und soziale Ungleichheit: die zwei Gesellschaftstheorien und ihre konflikttheoretische Verknüpfung, in: Hans-Joachim Giegel, Hrsg., *Konflikt in modernen Gesellschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 61–88.

Schimank, Uwe, (2001), Organisationsgesellschaft, in: Georg Kneer; Armin Nassehi und Markus Schroer, Hrsg., *Klassische Gesellschaftsbegriffe der Soziologie*, München: Fink, 278–307.

Schwinn, Thomas (1998), Soziale Ungleichheit und funktionale Differenzierung. Wiederaufnahme einer Diskussion, *Zeitschrift für Soziologie*, 27, 3–17.

Schwinn, Thomas, Hrsg. (2004), *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*, Frankfurt am Main: Humanities Online.

Simmel, Georg (1989/1907), *Philosophie des Geldes*, Band 6 der Gesamtausgabe, hrsg. von David P. Frisby und Klaus Christian Köhnke, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Spencer Brown, George (1971), *Laws of Form*, London (2. Auflage): Allen and Unwin.

Stichweh, Rudolf (1997), Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft, *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie*, 3, 123–136.

Vester, Michael (2004), Die Gesellschaft als mehrdimensionales Kräftefeld, in: Thomas Schwinn, Hrsg., *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*, Frankfurt am Main: Humanities Online, 131–172.

Weber, Max (1985/1922), *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen: Mohr.

Weinbach, Christine und Rudolf Stichweh (2001), Die Geschlechterdifferenz in der funktional differenzierten Gesellschaft, in: Bettina Heintz, Hrsg., *Geschlechtersoziologie*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 30–52.

Wetterer, Angelika (1995), Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit, in: Ursula Pasero und Friederike Braun, Hrsg., *Konstruktion von Geschlecht*, Pfaffenweiler: Centaurus, 199–223.